

Prof. Dr. Christian Möller, Heidelberg

## Was stärkt die Gemeinde?

### Auf der Suche nach einer Gemeindeftheologie<sup>1</sup>

Es war ein denkwürdiger Aufbruch der Gemeinden in Nürnberg am 18.10.2008, zu dem auch die Presse voller Neugierde in die Gustav-Adolf-Kirche gekommen war; ein freundlich gesinnter und aufgeschlossener Oberkirchenrat aus München war herbeigeeilt, dem die Sache der Gemeinden offenbar mehr am Herzen lag, als wir alle damals ahnten. Viele Gemeindeglieder samt ihren Pfarrerinnen und Pfarrern kamen, weil eine Proteststimmung in der Luft lag, als gäbe es einen Aufstand der Gemeinden.

Nun, es war kein Aufstand, aber es war doch ein Protest, der zu dem „Aufbruch Gemeinde“ führte. Wogegen richtete sich der Protest? Vor allem gegen einen von der EKD initiierten Reformprozess mitsamt dem dazu gehörigen Impulspapier „Kirche der Freiheit“, in dem es u.a. heißt: „Die Gemeinden rein parochialer Struktur sollen von bisher 80 auf 50% gesenkt werden, während Profilkirchen wie City-, Jugend- oder Kulturkirche ... insgesamt auf 50% erhöht werden“. Die Ortsgemeinde solle zwar die „Grundform von Gemeinde“ bleiben, „aber ihre Bedeutung wird sich zugunsten anderer Gemeindeformen relativieren.“ Diese Sätze waren gleichsam der Tropfen, der das Fass einer Entwicklung zum Überlaufen brachte, mit der sich die Ortsgemeinden mehr und mehr an den Rand der Kirche gedrängt fühlen. Der „Aufbruch Gemeinde“ sollte und soll die Bedeutung der Ortsgemeinden als Basis der Kirche in Erinnerung rufen und einer Stärkung der Gemeinden dienen.

## I.

### 1. Was ist in den 5 Jahren aus dem „Aufbruch Gemeinde“ in Bayern geworden?

- a) Der Name hat sich geändert: Der „Aufbruch Gemeinde“ heißt nunmehr „Gemeindefbund“, um mit einer ähnlichen Einrichtungen in anderen Landeskirchen in Gemeinschaft zu treten.
- b) Eine hervorragende Internetbetreuung durch Pfr. Johannes Taig hat dem Gemeindefbund viel Ansehen und Kommunikation gebracht.
- c) Es gab Gespräche zwischen Vertretern des Gemeindefbundes und dem OKR in München; Missverständnisse wurden beseitigt, und das Anliegen des Gemeindefbundes wurde im Landeskirchenrat besser verstanden. Das ist, so finde ich, nicht wenig, vor allem die gute Gesprächsatmosphäre zwischen Gemeindefbund und Kirchenleitung in Bayern.
- d) Es entstand der Plan, ein Probe-Dekanat zu bestimmen, in dem es zu einer anderen, transparenteren Aufteilung der Kirchensteuern versuchsweise kommen soll.
- e) Beim Kirchentag in Dresden gab es einen Informationsstand der Gemeindefbünde der EKBO und des bayrischen Gemeindefbundes, die sich gemeinsam der Öffentlichkeit des Kirchentages präsentierten.

---

<sup>1</sup> Vortrag vor dem bayrischen Gemeindefbund am 16.3.2013 in Nürnberg

## 2. Andere Gemeindebünde

Vom EKBO bekam ich nur wenige Informationen: „Bischof Dröge hat in einem 60minütigen Vortrag vorgestern auf unserer Kreissynode Wittstock-Ruppin ca. 45 Minuten gegen die Kritiker der Reform argumentiert, deren Kritik über die Grenzen der Landeskirche hinausreiche. Den Kritikern warf er vor, eine kongregationalistische Kirche zu wollen, die das Solidaritätsprinzip unter den Gemeinden aufgibt. Ich freue mich, dass der Bischof unsere Kritik nicht mehr totschweigen kann, auch wenn der Vorwurf des Kongregationalismus nicht stimmt, ist es doch von Anfang an ein Anliegen des Gemeindebundes, Solidarität zwischen den Gemeinden z.B durch gegenseitige Gemeindebesuche zu fördern.“

Inzwischen ist auch in der neu gegründeten Nordkirche ein Gemeindebund entstanden, der sich „**Freies Forum Ortsgemeinde**“ nennt. Eine der Organisatoren dieses Forums schrieb:

*„Auch im Norden brechen Gemeinden auf und erheben ihre Stimme in der neuen Landeskirche. Am 2. Februar fand in Ratzeburg das 3. Freie Forum Ortsgemeinde statt. Wir befassten uns mit dem Kirchenkreisverwaltungsgesetz und wurden inhaltlich von Prof. Dr. Blaschke begleitet. Es ging darum, dass den Kirchengemeinden immer weniger Selbstverwaltung zugetraut werde bzw. sie sich selbst zutrauen. Nicht die Verwaltung arbeite als Dienstleister den Gemeinden zu, sondern in der Praxis werde es umgekehrt erlebt: die Gemeinden sind auf die Aufgaben der Verwaltung bezogen und verlieren im Vollzug an Souveränität. Die Folge ist ein unselbständiges Selbstbewusstsein oder anders ausgedrückt: die Managementmethoden in der Kirche drohen die Gemeinde vor Ort zu entmündigen. Sie verlieren sich im Dickicht des Wandels und der Reformen. Neben dem großen Thema der Finanzverteilung ist das Methodenthema getreten. Wir stellen die wachsende Machtfülle der sog. Mittleren Ebene (Kirchenkreis) in Frage und weisen auf unsere neue Verfassung in der Nordkirche hin, die die Selbstbestimmungsrechte der Kirchengemeinden festschreibt. Aber was nützt dieses Recht, wenn es bei der Umsetzung an Herz und Evangelium fehlt und die Umsetzung mit Methoden des Managements geschieht? Von „oben“ werden die kirchlichen Felder „zielgesteuert“ in verschiedenen „Prozessen“, um ihre Effizienz zu bewerten.*

*In dieser Situation hat sich das Freie Forum Ortsgemeinde dafür ausgesprochen, sich als eingetragener Verein in der Nordkirche zu konstituieren, um mit dem Mandat ihrer Mitglieder in den Dialog mit den kirchenleitenden Stellen zu treten. An einer Satzung arbeiten wir. Die Vereinsgründung ist für eine Versammlung am 24. August geplant. Schlussfrage: Wäre es aus theologischen und kirchenpolitischen Gründen nicht an der Zeit, die Stärkung der Gemeinden überregional zu organisieren? Was meinen Sie dazu?“*

## 3. Reformprozess der EKD

Und was ist aus dem Reformprozess der EKD in den zurückliegenden 7 Jahren geworden? Thies Gundlach, Vizepräsident der EKD und Manager des Reformprozesses, hat unter dem Thema „Glaubensmut und Weltgestaltung“ im Frühjahr 2012 eine Zwischenbilanz veröffentlicht:

1. **Das Impulspapier der EKD hat zu einer „Erfolgsgeschichte“ geführt:**
  - a) Statt 24 nur noch 20 Landeskirchen.
  - b) Das Stichwort „Qualität in Gottesdienst und Kasualien“ ist etabliert.
  - c) Die Diskussion um die „Region und ihre Chancen“ ist etabliert.

- d) Das Thema „Führen und Leiten“ ist als eine wichtige Reformaufgabe anerkannt.
- e) Eine Ständige Konferenz für Seelsorge ist eingerichtet.
- f) Das Thema „Kirche in der Fläche“ ist als Zukunftsherausforderung erkannt.
- g) Eine gemeinsame Themenagenda der EKD bis 2017 ist erreicht.

## 2. Offene Fragen bleiben noch, die diskutiert werden müssen:

- a) Wie viel „Lernen von anderen“ (Ökonomie) ist möglich, ohne dass die eigene Identität gefährdet wird?
- b) Wie kann das Thema „Demografie“ noch umfassender aufgegriffen werden?
- c) Wie wird das Thema „soziale Diversifikation“ angesichts einer „kirchlichen Milieugefangenschaft“ und einer sozialen Engführung der gemeindlichen Basis noch intensiver diskutiert?
- d) Werden die „situativen Gelegenheitschristen“ deutlich genug wahrgenommen, die sich gemeindlich nicht binden wollen und eine unvermeidliche „strukturelle Entleerung der klassischen Parochie“ zur Folge haben?
- e) Wie kann die Kirche auf mediale Veränderungen reagieren, wenn der Grundsatz gilt: „Wer medial nicht zu hören ist, den gibt es nicht!“
- f) Wie muss die Spannung zwischen Institution und Organisation ekklesiologisch diskutiert werden?

## 3. Worauf es angesichts einer „Kirche im Rückbau“ jetzt ankommt:

- a) dass mehr Reformmut wächst, damit Reformnotwendigkeiten nicht zu zögerlich, zu vorsichtig, zu ängstlich umgesetzt werden.
- b) „Inseln des Wachstums und Oasen gelingenden kirchlichen Lebens“ gilt es zu stärken und dafür die gelungenen Beispiele für „best practice“ im Internet abzurufen.
- c) dass Abschied genommen wird von dem, was seine Zeit gehabt hat.
- d) dass es zu einem Mentalitätswandel kommt, „der sich trotz des Rückbaus mutig, fröhlich und zuversichtlich dem Wandel stellt.“
- e) dass Mut, Zuversicht, Lust und Leidenschaft entstehen, „den Wandel als Schlüssel der Gegenwart zu verstehen.“

Aus dieser Zwischenbilanz ist Entschlossenheit zu erkennen, den Reformprozess im Zeichen der *ecclesia semper reformanda* weiter voranzutreiben, denn es gelte Abschied zu nehmen „von dem, was seine Zeit gehabt hat“. **Die Rückfrage muss natürlich lauten: Wer entscheidet, was seine Zeit gehabt haben soll, und wie werden die Gemeinden an diesem Entscheidungsprozess beteiligt?** Bisher scheint es weithin so zu laufen, wie es gerade in der EKIR mit einer Verwaltungsreform gelaufen ist, die den Gemeinden ihre Verwaltung nahm und sie kreiskirchlich zentralisierte, wogegen viele Gemeinden Sturm liefen. Die Kirchenleitung aber trieb diese Verwaltungsreform voran und ließ sie von der Landessynode im Januar 2013 in nur wenigen Stunden mit großer Mehrheit beschließen. Ähnlich lief es mit einer Reform der Landgemeinden zu Versorgungseinheiten der EKBO, wogegen der dortige Gemeindebund u.a. sich ausdrücklich gewehrt hatte. Der Gemeindebund wurde gar nicht von der Landessynode angehört, die mit großer Mehrheit diese Reform beschloss. Die Ortsgemeinden haben offenbar in den Landessynoden keine starke Lobby mehr.

#### 4. Kirche im Reformstress

Für die Zwischenbilanz von Thies Gundlach ist es bezeichnend, dass er von einer „Erfolgsgeschichte“ des EKD-Reformpapiers schreibt, während fundamentale Stimmen, die sich im Laufe der Zeit gegen dieses Papier erhoben, gar nicht oder nur am Rande zur Kenntnis genommen oder gar nicht erwähnt werden. Ich denke etwa an die Stimme der Bochumer Praktologin **Isolde Karle**, die in ihrem Buch „**Kirche im Reformstress**“<sup>2</sup> zu bedenken gibt:

1. *Das Grundproblem vieler Kirchenreformprogramme ist, dass sie zu viel Steuerbarkeit und Planbarkeit unterstellen, dass sie Prozesse organisieren wollen, die sich nicht organisieren lassen. Die Kirche manövriert sich dadurch in einen Aktivismus hinein, der große Frustrationen hervorrufen und die kirchlichen MitarbeiterInnen erschöpfen, auslaugen und überfordern wird ...*
2. *Die mediale Präsenz der Kirche ist in der Mediengesellschaft von großer Bedeutung ... Gleichwohl sind die lokalen Öffentlichkeiten nicht zu vernachlässigen ... Reale Begegnungen und reale Räume behalten auch in Zeiten fortschreitender Virtualisierung der Gesellschaft eine hohe Bedeutung. Die Kirche lebt in ihren grundlegenden Vollzügen von leiblicher, verletzlicher, auf den Nächsten bezogener Kommunikation.*
3. *Durch die Ökonomisierung der Kirche entsteht eine Eigendynamik der Organisation, die sich theologischen Beurteilungskriterien mehr und mehr entzieht. An die Stelle theologischer Steuerung tritt immer stärker eine managementförmige Steuerung ... Für die Kirche der Zukunft ist es unabdingbar, dass sie wieder zu einem eigenen theologischen Selbstverständnis findet, dass sie religiös sprachfähig ist und sich als Organisation nicht von den Zwängen ökonomischer Logik fremdbestimmen lässt. Die Kirche ist Teil der Gesellschaft und zugleich Gegenhorizont zu einer durchrationalisierten, leistungsorientierten Welt. Sie symbolisiert das Unverfügbare, nicht Mess- und Berechenbare und darin das Angewiesensein auf Gottes Güte, Gnade und Erbarmen.*
4. *Die eigentliche Krise der Kirche ist nicht eine Finanz-, sondern eine theologische Orientierungskrise. Was hat die Kirche Menschen in der modernen Gesellschaft zu sagen? ... Wie beheimaten sich Menschen im christlichen Glauben? Hier liegt die eigentliche Herausforderung, der sich Theologie und Kirche stellen müssen.“*

#### 5. Eine theologische Orientierungskrise

In der Tat, es ist vor allem eine theologische Orientierungskrise, die der evangelischen Kirche in ihrem Zentrum und ebenso den Gemeinden zu schaffen macht. Deshalb bleibt sie nicht nur den Menschen in der modernen Gesellschaft Orientierung schuldig, sondern ist schon in ihrem eigenen Zentrum so rat- und hilflos. Finanzlücken können bitter sein; Reduzierung von Landesstellenplänen mag Sorgen bereiten. Wenn das alles aber inmitten einer theologischen Orientierungskrise geschieht, so ist die Verunsicherung um so größer. Klar, dass dann die Organisationsentwickler kommen und dazu aufrufen: „Lasst uns eine neue Reform machen!“ „Lasst uns alles umorganisieren!“ Also wird eine Reform nach der anderen gemacht, Gemeinden werden fusioniert, ein oder zwei Events werden inszeniert – und das bringt zunächst auch Schwung in die fusionierte Gemeinden, bis sie allmählich wieder erschöpft sind und die Resignation wieder um sich greift. Nun mag die nächste Reform versucht

---

<sup>2</sup> I. Karle, Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010, 256-259.

werden, eine neue Fusion für eine noch größere Gemeinde ins Auge gefasst und neue Events ausgedacht werden. Natürlich wird die Presse über alle Gemeindentwicklungen informiert. Es wird Öffentlichkeit um jeden Preis gesucht. Doch irgendwann kommt das alles zum Erliegen, weil alle restlos erschöpft sind, und die Presse längst zu anderen öffentlichen Ereignissen weiter gezogen ist. Der Evangelische München- und Nürnbergprozess sind anschauliche Beispiele für das, was ich meine. Sie waren nicht nur teuer und haben viel Kirchensteuern verschlungen; sie haben vor allem viel gutwillige Kräfte und Nerven in den Gemeinden und ihren Pfarrhäusern gekostet, und haben sich am Ende doch als Flops erwiesen.

Lassen wir den Gedanken an eine weitere Reform einmal ruhen und begeben wir uns stattdessen auf die Suche nach einer Gemeinetheologie, die die Gemeinden gerade in Zeiten von Sparplänen und Stellenreduzierungen stärken und ihnen „Vernunft und alle Sinne“ wecken könnte für eine neue Wahrnehmung der Gemeinde.

## II.

### 1. Augen auf für den Reichtum des Gottesdienstes

Eberhard Jüngel:

*„Wir müssen aufhören, uns des Reichtums zu schämen, der uns in Gestalt des Gottesdienstes anvertraut ist. Der Gottesdienstbesuch mag noch so gering sein. Wir sollten davon ausgehen, dass schon das Angebot eines Gottesdienstes ein in unserer Welt sich ganz und gar nicht von selbst verstehender Reichtum ist. Von diesem Reichtum und nicht von unserem selbstverschuldeten Defizit her sollten und dürfen wir uns verstehen. Und wenn wir es tun, wird dies unbestreitbar: entscheidendes Ereignis kirchlicher Praxis ist und bleibt der christliche Gottesdienst. Von ihm her gewinnen alle anderen Aktionen und Passionen des christlichen Lebens ihre Funktion und Bedeutung, in denen dann wir Gott und Menschen zu dienen haben. Und das, so gut es nur geht.“<sup>3</sup>*

Der Reichtum des Gottesdienstes – er kann uns zwischen den Fingern zerrinnen, wenn wir aus der Mäkelei an der Predigt, aus dem Frust an der Liturgie, aus der Gier nach ständig Neuem, aus dem ewigen Erklären und Zerklären nicht herauskommen. Es gibt Zeiten, in denen wir den Gottesdienst in seiner ganzen Gewöhnlichkeit erleiden müssen. Was Jüngel meint, wird uns erst dann richtig auf den Fingern brennen, wenn wir vergeblich nach einem Gottesdienst suchen und es keinen mehr gibt. Dann mag es zu spät sein, sich mit Ps. 27 nach den „schönen Gottesdiensten des Herrn“ zu sehnen. Um so dankbarer sollte eine Gemeinde mitsamt ihrem Pfarrer/ihrer Pfarrerin sein, wenn die Glocken noch rufen und sie einen Gottesdienst feiern dürfen.

In seiner „Dogmatik des christlichen Glaubens“ schreibt Gerhard Ebeling<sup>4</sup>: „Genau genommen veranstaltet die Kirche nicht Gottesdienst; sie ist vielmehr Gottesdienst“. Sie ist deshalb Gottes Dienst, weil sie von davon lebt, dass Gott ihr dient und sich nicht zu schade ist, sein kostbares Wort aus Menschenmund verkündigen zu lassen und sein heiliges Sakrament von Menschenhand austeilen zu lassen. Das alles kann gar nicht festlich genug geschehen und in Dankbarkeit dafür, dass Gottesdienst mit noch so wenigen gefeiert werden

<sup>3</sup> Eberhard Jüngel, *Anfechtung und Gewißheit des Glaubens oder wie die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt*, München 1976, 30f.

<sup>4</sup> G. Ebeling, *Dogmatik des christlichen Glaubens*, Tübingen 1979, 361.

kann. Und wenn gar keiner kommen sollte – was dann? Ach, dann feiern ja Vater, Sohn und Heiligen Geist ihren himmlischen Gottesdienst, und die Pfarrerin, der Mesner und der Organist dürfen mit einstimmen, können für das Dorf beten und das Evangelium des Tages miteinander lesen. So hat es über lange Zeiten des Kommunismus hinweg die russisch-orthodoxe Kirche in vielen Dörfern während der kommunistischen Zeit gemacht, dass sie einfach mit dem Priester allein vor der Ikonostase von Ewigkeit zu Ewigkeit weiter gefeiert hat. Und jetzt muss man schon ziemlich früh kommen, wenn man noch einen Stehplatz in der Kirche bekommen will.

Eine Gemeinde, die vom Reichtum des Gottesdienstes zu zehren weiß und sich von der Liturgie des Sonntags in den Gottesdienst im Alltag der Welt senden lässt und von dort aus wiederum neu in die sonntägliche Liturgie - diese Gemeinde kann eigentlich über ihrem gottesdienstlichen Reichtum auch in Zeiten von Sparzwängen und Stellenstreichungen gar nicht arm werden. Vielleicht wird über dem fehlenden Organisten ihr Gotteslob ein wenig ärmlicher klingen, so dass sie singen muss: „Ach, nimm das arme Lob auf Erden, Herr Gott in allen Gnaden an; im Himmel soll es besser werden, wenn ich bei deinen Engeln bin.“ Und wenn sie das mit Verstand singt, dann weiß sie, wo ihre Mitte ist, ihre Höhe und ihre Tiefe, von welcher Art ihre Hoffnung und ihr Glaube sind. Dazu bedürfte es freilich auch Gemeindeglieder mitsamt ihren PfarrerInnen, die ihre Freude am Gottesdienst nach außen tragen, z.B. so, dass beim Gemeindefest am Samstag zum Gottesdienst am Sonntag eingeladen wird, oder dass Konfirmandeneltern eingeladen werden, ihre Kinder in den Gottesdienst zu begleiten, oder dass bei einem Geburtstagsbesuch zum Gottesdienst am Sonntag eingeladen wird. Ein Autoaufkleber wäre wieder einmal angezeigt: „Sonntags treffen wir uns im Gottesdienst“.

## 2. Geschmack für das Normale

Und doch gibt es gegenwärtig eine Gefährdung nicht nur des evangelischen Gottesdienstes, sondern der Gemeinde überhaupt, die schon in dem Stichwort „Event“ anklang, jetzt aber noch ausführlicher mit einer Überlegung von H.J. Luibl zur Sprache kommen soll:

*„Das Besondere ist (sc. in der EKD-Studie „Kirche der Freiheit“) Programm geworden. Gleich 12 herausragende Leuchtfelder ... werden entzündet. Kompetenzzentren werden gegründet, besonderen Kirchen in der EKD eine profiliert-profilierende Schlüsselfunktion zugeschrieben. Die Stuttgarter Stiftskirche wird zur Missionskirche – und das findet sich dann bald auch auf den Ortsschildern: Sie erreichen Stuttgart, schwäbische Metropole, Deutschlands Missionskirche ... Der Trend zum Besonderen ist – ob Stadt, Uni oder Kirche – immer wieder verbunden mit dem Stichwort des Profils, der Idee der Profilierung, die herausheben soll aus dem Üblichen und dem Allgemeinen, die mediale Aufmerksamkeit und Marktanteile gewinnen soll. Letztlich ist der Trend zum Besonderen ein Marketing-Konzept. Der Blick geht auf die Spitze, auf die Spitzenprodukte und auf Personen an der Spitze. Und das soll sich auszahlen ... Aber das kostet etwas: Gelder, Ideen, Kräfte gehen in den Profilierungsprozess – und fehlen vor Ort. Und noch mehr: die Basis, für die ja die Profilierung im besten Fall gedacht ist, um sie zu stärken, verliert weiter an Bedeutung. Oder anders gesagt: es müssen nun auf regionaler und lokaler Ebene ebenfalls kleine Leuchtfelder entzündet werden, um mithalten zu können.*

*Der Virus des Besonderen macht aber bald atemlos und müde. Und der Virus des Besonderen macht auch vergesslich. Vergessen wird das, was trägt. Die Menschen in einer Stadt interessiert wenig, ob sie in einem touristischen Zentrum leben. Wichtig ist die Grundversorgung mit Wasser, und dass der Strom bezahlbar bleibt ... Ähnlich ist es dem*

*Kirchgänger egal, welche Leuchtfener leuchten, welche Kompetenzzentren irgendwo stehen, welche Profilierungsprozesse wieder einmal initiiert, welche Imagekampagnen gestartet werden, oder ob der Bischof in den Medien ist. Wichtig ist doch viel mehr, dass regelmäßig Gottesdienst gefeiert wird, dass der Konfirmandenunterricht und Religionsunterricht zuverlässig angeboten wird, dass der Pfarrer regelmäßig kommt, und dass es für die Beerdigung einen verlässlichen Ansprechpartner gibt. Gemeinde, das ist nicht ein Sammelsurium der Superlative in Sachen Menschsein, sondern ist das Miteinander der Normalen, der bunte Haufen, keine menschlichen Highlights, aber das Heilige im Alltäglichen. Und das Pfarramt wäre, wenn man das Wort überhaupt noch möchte, ein Kompetenzzentrum der Normalität. Statt Rennen von Leuchtfener zu Leuchtfener die Bewährung im Alltäglichen...*

*Es wäre schön, wenn etwa eine Landeskirche einen Preis ausschreiben würde, nicht für die beste Gottesdienstidee und nicht für den tollsten Jugendevent, sondern schlicht für die normalste Gemeinde. „Nix Besonderes“, so könnte der Preis heißen. Und das ist zugleich ein hartes Stück Alltags-Arbeit, auch gegen den Trend der Zeit. Und das lohnt sich.“<sup>5</sup>*

Beim Lesen von Hans-Jürgen Luibls Ausführungen ging mir auf, warum ich der besonderen Eventgottesdienste inzwischen so überdrüssig bin und stattdessen zusammen mit meiner Frau jeden Samstag überlege, in welcher Gemeinde Heidelbergs wir am Sonntag wohl einen ganz normalen Gottesdienst mitfeiern können, wo einfach nur gesungen, gebetet, gelobt, gepredigt, gehört und gesegnet wird. Oft landen wir auf der Suche nach dem normalen Gottesdienst in einer katholischen Messe, wo die stets sehr zahlreiche Gemeinde die einzelnen, stets gleich bleibenden Schritte der Eucharistiefeier so internalisiert hat, dass sie mit einer erstaunlichen Aktivität dabei ist.

Bleiben wir etwa aus Krankheitsgründen am Sonntag einmal zu Hause und schalten das ZDF um 9.30 Uhr zur Übertragung eines Gottesdienstes ein, so blenden wir bei den evangelischen Gottesdiensten oft rasch wieder ab, weil sie sich dem Gesetz des Besonderen ausgeliefert haben, so dass man von einer Überraschung in die nächste gerät, aber selten zur andächtigen Mitfeier, während die katholischen Gottesdienste ihren Zuschauern die ganz normale Messe mitzufeiern geben, die ein Katholik kennt und deshalb auch am Fernsehen mitfeiern kann. Zum Mitgehen und Mitfeiern gehört eben das Vertraute, das Bekannte. Erst das ermöglicht mir die Rolle des Zuschauers zu verlassen und innerlich mitfeiernd dabei zu sein.

Spätestens am Fernsehen wird mir deutlich, was aus einer Kirche wird, die sich den Gesetzen medialer Präsenz ausliefert: Sie springt und hüpfert von einer Besonderheit zur nächsten, von einem Leuchtfener zum nächsten. Das ist ja auch das mediale Grundgesetz: Was nichts Besonderes ist, hat im Fernsehen, im Radio oder in den Zeitungen nichts zu suchen. Es hat aber um so mehr in einer Kirchengemeinde zu suchen und wird dort ja auch gesucht, leider oft vergeblich, weil hier die harte Alltagsarbeit geleistet werden muss, die den Schatz des Normalen hütet: Glocken läuten, Gottesdienste feiern, Kinder taufen, Jugendliche begleiten, Kranke besuchen, Tote beerdigen und allen die Auferstehung des Gekreuzigten verkündigen. Das ist so normal, dass es die Medien kaum oder gar nicht interessiert, um so mehr aber die Menschen, die nach Hause kommen wollen, sich mit ihrem Glauben einzeln oder mit ihrer Familie vor Ort beheimaten wollen und dankbar sind, wenn sie dafür in ihrer Nähe eine Ortsgemeinde finden, die sie mit ihren Glocken zwanglos zum Mitfeiern einlädt und in ihrer Gemeindefarbe Geschmack am Normalen und Alltäglichen macht. .

---

<sup>5</sup> H.J. Luibl, Korrespondenzblatt Bayern Nr. 11/ 2010, 185f.

### 3. Gefühl für Nähe

Nach den Augen für den Reichtum des Gottesdienstes und dem Geschmack für das Normale und Alltägliche möchte ich etwas noch Unscheinbareres und zugleich noch Wichtigeres ansprechen, was schon in dem Begriff „Parochie“ anklingt: *Paroikia* ist, wörtlich übersetzt, die nachbarschaftliche Gestalt von Kirche, die „Kirche der kurzen Wege“. In *Paroikia* klingt etwas an, was zum Wesen des Evangeliums gehört: **Nähe**. Das Evangelium weckt ein Gefühl für Nähe, ja, es schafft Nähe: „Ganz nahe ist mir dein Wort ...“ (Rm 10,9)

Was Nähe ausmacht, zeigt Christian Nürnberger aus seiner fränkischen Heimat schon auf ganz weltliche Weise:

*„Ich wohnte damals in meinem fränkischen Dorf, und das war politisch eine selbständige Gemeinde mit einem eigenen Bürgermeister und Gemeinderat, die von den Dorfbewohnern direkt gewählt wurden. Durch diese politische Selbständigkeit herrschte in dem Dorf eine Verwaltung der kurzen Wege. Hatte man ein neues Auto anzumelden, ging man zu Fuß zum Bürgermeister, holte sich die Nummernschilder ab, und abends brachte einem der Bürgermeister den KfZ-Brief und den Schein persönlich vorbei. Samstag kehrte man die Strasse. Wenn irgendwo ein Wasserbruch war, wusste man sofort, wer ihn schnellstens beheben kann. Wenn eine Dorflaterne nicht brannte, sagte man es abends dem Bürgermeister oder Gemeindediener im Wirtshaus, und am nächsten Morgen wurde die Lampe ausgetauscht. Wenn dem Zaun ums Feuerwehrhaus eine Latte fehlte, hat sie derjenige, dem das Fehlen auffiel, einfach wieder eingesetzt. Kurz und gut: Man fühlte sich in seinem Dorf für das Dorf verantwortlich. - Dann kam die Gebietsreform, das Dorf wurde Stadtteil und Vorort, und plötzlich fühlten sich die Leute nicht mehr so verantwortlich für ihr Dorf, denn dafür war ja jetzt die Stadt zuständig. Man kehrte samstags nicht mehr die Strasse, weil alle zwei Wochen die Kehrmaschine der Stadt kam. Wenn die Dorflaterne nicht mehr brannte, brannte sie längere Zeit nicht mehr, weil niemand genau wusste, wo in der Stadt man anrufen sollte, und außerdem war's ja wurscht, das ging einen jetzt ja nicht mehr so viel an, weil es ja jetzt eine Angelegenheit der Stadt ist.“<sup>6</sup>*

Echte Nähe ist nicht Distanzlosigkeit, aber auch nicht kalte Distanz. Wenn Jesus verkündet: „Kehrt um, das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen“, so könnte man diese raumzeitliche Nähe auch einfach so übersetzen: „Das Reich Gottes ist Nähe geworden“. Das will sagen: Gott packt euch nicht mehr im Nacken; er hält euch auch nicht mehr im Würgegriff seines Gerichts. Kehrt euch um, und ihr begegnet in Jesus und mit Jesus einem Gott, dessen Reich voller gütiger, barmherziger und gerechter Nähe ist! Hat Jesus nicht diese Nähe Gottes am Tisch mit Sündern und Zöllnern gefeiert? War diese Nähe Gottes, die Jesus lebte und darstellte, nicht der eigentliche Grund der Verfolgung und Tötung Jesu für alle, die dem distanzlosen Gott des Gerichts folgten und Jesu Rede von der Nähe Gottes als Gottlosigkeit ansahen? Auszulöschen war diese Nähe Gottes aber mit dem Tod Jesu nicht mehr, sondern gewann in der Auferstehung Jesu neue, österliche und pfingstliche Gestalt als Kirche. Dann gehört zum Wesen von Kirche die nachbarschaftliche Gestalt voller Nähe: „Und sie feierten hin und her in den Häusern“. (Apg 2,43)

Zur Nähe der *Paroikia* gehört nachbarschaftliche Seelsorge, sei es im Hause, sei es im Krankenhaus, sei es sonstwo. Diese Nähe mag mal enger, mal weiter sein, sie zielt darauf ab, Gemeinde als ein Netzwerk zu knüpfen, in dem sich keiner überwacht, aber alle aufgefangen, vielleicht sogar geborgen fühlen: die einen diakonisch durch Tafel und Kleiderkammer, die

---

<sup>6</sup> Christian Nürnberger, „Warum McKinsey für die Kirche keine Lösung ist“. Vortrag beim 34. Rhein. Pfarrerinnen- und Pfarrertag am 3. November 2003 in Bonn



anderen seelsorglich durch Besuche und Einladungen, hier eher weltlich, dort eher geistlich. Das Netzwerk der Nähe einer *par-oikia* ist bunt und vielfältig.

Der Haushaltsplan einer ziemlich verarmten Parochie, in der aber etwas vom Gefühl für die wunderbare Nähe Jesu im Evangelium geblieben ist, mag sich etwa so anhören, wie der Plan B, der wohl nach ätzenden Haushaltsverhandlungen im Kirchenvorstand nachts wie im Wachtraum entstanden ist:

*„Reichlich unsachliche und sogar naive Gedanken angesichts von Kirchensteuerrückgang, demographischen Wandel, Glaubenskrise, Krisenkrise*

*Nach menschlichem Ermessen ist vorläufig alles rückläufig und deshalb zwangsläufig Nicht mit einem reichen Reich Gottes auf Erden zu rechnen.*

*Nach dem letzten so bestürzenden Kassensturz hat sich ergeben, dass in der Tat nur noch fünf Brote und bestenfalls zwei sehr kleine Fische da sind.*

*Mehr ist nicht drin ... Drinkrise.*

*Die Rechenschieber auf der langen Kirchenbank sind am Ende zahllos ratlos.*

*Wir stehen mit der Rücklage zur Wand.*

*Wann hat es das jemals gegeben, dass wir so arm dran waren?*

*Das muss bei der Speisung der 5000 gewesen sein.*

*Leider waren wir und die anderen Finanzexperten nicht dabei, weil wir eine wichtige Haushaltsberatung hatten.*

*Somit fehlt uns womöglich diese atemberaubende Erfahrung, wie viel um Gottes Willen vom Zuwenig ausreicht, für einigermaßen Unermessliches.*

*Das Wunder steht in der Bibel. Das Gegenteil steht uns im Gesicht.*

*Wir sind angezählt. Uns rauchen die Köpfe. Aber uns brennt nicht das Herz.*

*Die verheißungsvolle Aussicht über die Aussichtslosigkeit hinaus lässt uns kalt.*

*Wir rechnen mit allem, nicht damit, dass unsere Mangelhaft uns frei werden lässt.*

*Trotzdem kalkuliere ich, haushaltstechnisch wunderbar vermessen mit Plan B.*

*Langfristig unbefristet, die volle Fülle von mindestens 12 Körben übrig genug ein.*

*So jedenfalls die biblische Glanzbilanz.*

*Unterm Strich bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Rechnung nicht ohne den Wirt zu machen ... ausgerechnet jetzt oder nie.*

*Glaube kann auch Schuldenberge versetzen.*

*Was zählt, ist nicht zu beziffern –*

*Unverrechenbar ist Gottes Haushalten garantiert. Viel geht ab von dem Wenigen.*

*Lasst Euch nicht länger faszinieren vom fetten Defizit.*

*Greift in die leeren Taschen und findet heraus, worauf es jetzt ankommt.*

*Gewinnt neue Zuversicht auf der Habenseite des trotzköpfigen Glaubens.*

*Nehmt alles an – vor allem das Unangenehme und*

*„Gebt Ihnen zu essen!“ – wie Jesus jetzt wohl sagen würde.*

*Was so viel heißt, wie: Teilt euren Mangel verschwenderisch aus!*

*Hingabe heißt unsere Aufgabe. Und das hat nichts mit Aufgeben zu tun.*

*Das ist nicht mehr und nicht weniger als der realistische Glaube an das Wunderbare.*

*Und damit sollten wir rechnen.“<sup>7</sup>*

---

<sup>7</sup> Ludwig Burgdörfer, Pfälzisches Pfarrerberblatt 2010, 168f.

#### 4. Gehör für das, was der Geist sagt

Auf der Suche nach einer Gemeintheologie sind wir bei dem Rechnen mit dem Wunderbaren angekommen. Nun ist es nur noch ein ganz kleiner Schritt zum Rechnen mit dem Heiligen Geist. Gibt es das – das Rechnen mit dem Unverrechenbaren, Überraschenden? Nun, für die Gemeinden der Apostelgeschichte war das so selbstverständlich wie für die sieben Gemeinden Kleinasiens, die je ein Sendschreiben bekamen, welches auf die Weisung hinauslief: „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt“

Jede der 7 Gemeinden wird vom Visionär auf Patmos auf eine besondere Weise bei den Ohren genommen: Ephesus hat die „erste Liebe“ zu Jesus Christus verlassen und soll umkehren zu den ersten, ursprünglichen Werken der Liebe (2,1-7). Smyrna wird gelobt, weil es in den Verfolgungszeiten „getreu bis an den Tod“ war (2,10). Pergamon wird zur Buße aufgefordert, um nicht falschen Lehrern und ihren Lehren aufzusitzen. Thyatira hat mit Irrlehrern zu kämpfen und soll deshalb das festhalten, was sie noch an ursprünglicher Lehre hat. Sardes scheint eine sehr lebendige Gemeinde zu sein, die den Namen hat: „Du lebst“, und doch wird ihrem Aktivismus bescheinigt: „In Wahrheit bist du tot!“, weil die Werke dieser Gemeinde als nicht vollkommen befunden werden. Philadelphia scheint nur eine kleine Kraft als Gemeinde zu haben, aber gerade damit wirkt sie Großes und soll deshalb festhalten, was sie hat, „dass niemand deine Krone nehme“ (3,11). Laodicea dagegen ist weder heiß noch kalt, sondern nur lauwarm und mittelmäßig und braucht deshalb die Züchtigung des Herrn, um wieder leidenschaftlich heiß oder kalt zu werden. (3,14ff.). So bekommt jede Gemeinde ihr Fett weg oder auch ihr Lob, ihre Weisung oder eine Warnung. Alle werden sie bei den Ohren genommen und bekommen die Ohren gespitzt, damit sie hören, „was der Geist den Gemeinden sagt“. Sie sollen lernen, die Geister zu unterscheiden, damit sie hören, was der Geist der Gemeinde sagen will. Dadurch sollen sie auch die falschen Geister überwinden und als Gemeinde der Weisung des Geistes Gottes folgen. Ohne Scheidung der Geister ist offenbar im NT eine Gemeintheologie gar nicht denkbar.

Und heute? Wie mag das aussehen, wenn eine Gemeinde mit dem Heiligen Geist zu rechnen und die Geister zu scheiden beginnt? Zugegeben, das ist eine ziemlich absonderliche Frage, die quer zum Zeitgeist liegt, mit dem wir doch so selbstverständlich rechnen, während der Heilige Geist uns meist auf dem falschen Bein erwischt, so dass wir ins Stolpern geraten. Bemerkenswert fand ich, wie massiv in einer englischen Gemeinde die Pastoren mit dem Heiligen Geist rechneten, und wozu das die Gemeinde inspirierte:

*„Die härteste und zugleich erfreulichste Sache, die wir (sc. Pfarrer) lernen müssen, ist die nahezu verloren gegangene Wahrheit, dass wir dem Heiligen Geist vertrauen dürfen. Er will die Gemeinde Jesu bauen, wenn wir ihm Raum geben, das tun zu können, was nur er für uns tun kann. Als Pastoren von Our Heritage stellten wir eine ziemlich drastische Regel auf, als wir mit dem Versuch begannen, selbst aus dem Weg zu gehen und den Geist wirken zu lassen: Alles aus dem Gemeindeprogramm, was nicht ohne ständigen Druck des Pastors aufrechterhalten werden kann, sollte eines natürlichen Todes sterben. Innerhalb von zwei Monaten starben drei Chöre. Ähnlich erging es der Mittwochstunde und mehreren Komitees. Innerhalb von 18 Monaten war der Frauenkreis verschwunden. Von allen geschäftlichen Sitzungen blieb nur noch die monatliche Vorstandssitzung. Als wir mit neuen Gedanken und Programmen kamen, hatten wir eine solche Entwicklung beabsichtigt. Einige unsere Vorstellungen waren erfolgreich. Viele überstanden nicht einmal die erste Sitzung. Wir haben uns ehrlich bemüht, an dem Grundsatz festzuhalten: Falls Gott es nicht tut, werden wir nicht versuchen, etwas durchzusetzen. Heute überrascht es unsere Gemeinde nicht mehr, wenn der Pastor bekannt gibt, dass sein Vorschlag nicht durchführbar sei, weil der Heilige Geist sich*

*nicht dafür interessiert habe. Aber so schmerzlich es auch sein mag, für den Pastor ist es besser, Ansehen zu verlieren, als es auf Kosten nutzlos verbrauchter Zeit zu erhalten, nur um etwas zu schaffen, was sich am Ende doch als Holz, Heu und Stroh erweist ... Mein überaktives Gewissen sagte mir, ich sei ein Drückeberger. Einige Leute hatten diesen Gedanken auch. „Warte!“ schien aber das Signal von der göttlichen Befehlsstelle zu sein. „Vertraue mir!“, war die Botschaft. Langsam lernte ich, zur Ruhe zu kommen, zu vertrauen, zu warten.“<sup>8</sup>*

Zuerst fragte ich mich angesichts dieses Berichtes: Ist etwa der Heilige Geist ein Ersatz für unsere Tätigkeit? Natürlich nicht! Meine Tätigkeit bekommt nur im Spitzen der Ohren auf das, was Gott mir in der Kraft seines Geistes sagen will, eine neue Qualität. Es ist dann etwa so wie bei einem Schwimmer, dessen Schwimmbewegungen eine neue Qualität bekommen, wenn er der Tragkraft des Wassers vertrauen lernt, während der Anfänger, der die Tragkraft des Wassers noch nicht erfahren hat, ganz jämmerliche Verrenkungen macht, weil er meint, er müsse sich aus eigener Kraft über Wasser halten und sich verzweifelt fragt: Wie lange schaff ich das noch? Diese Pfarrer aus „Our heritage“ haben in dem Moment ein geschärftes Ohr für das gewonnen, was Gott ihnen jetzt sagen will, als sie ihr sinnloses Werkeln einstellten, mit dem sie zuerst auf sich selbst und dann auf die Gemeinde Druck ausübten, nur damit irgendetwas läuft, irgendeine Betriebsamkeit vor dem eigenen überaktiven Gewissen demonstriert werden kann, eine Routine für die Gemeinde aufrecht erhalten werden kann. Und siehe da, als dieses sinnlose Werkeln, diese ungeistliche *Gschafilhuberei* eingestellt wurde, gingen die Ohren für die „Signale von der göttlichen Befehlsstelle“ langsam auf: „Langsam lernte ich, zur Ruhe zu kommen, zu vertrauen, zu warten“.

So beginnt „Kirche in der Kraft des Geistes“. Das bleibt nicht nur ein schöner Buchtitel für eine Ekklesiologie von Jürgen Moltmann, sondern wird um so mehr Realität, je mehr hohler Aktivismus und leerer Organisationswahn ausgebremst werden und ein kreatives Loslassen, schmerzhaftes Warten und eine anstrengende Ruhe um sich greifen. Anstrengend ist diese Ruhe deshalb, weil ja das überaktive Gewissen mich ständig plagt: Nun mach doch; nun ruf doch deine Mails endlich ab, nun greif doch nach dem Smartphone und rufe hier oder da an. Ich aber muss ständig gegenhalten und dem an Aktivismus erschlafte(n) Gewissen das gespannte, aufmerksame Hören auf das zumuten, was der Geist zuerst mir und durch mich hindurch den Gemeinden sagen will. Hauskreise etwa scheinen mir besonders geeignet zu sein, in überschaubarer, intimer Runde die Frage zu stellen: Was will jetzt der Geist unseren Gemeinden sagen? Wofür müssen wir beten? Was könnten wir anregen?

## **5. Geruch zum Leben**

Durch manche Gemeinden schleicht die Sorge, und sie verbreitet alsbald einen schrecklichen Modergeruch der Resignation und Depression. Dabei haben diese Gemeinden viel guten Willen investiert. Sie haben alles versucht, um die Kirche wieder voll zu kriegen. Sie haben sogar eine Jugendkirche eingerichtet, haben ein Event nach dem anderen gestartet, aber kurz danach wirkte alles noch ausgebrannter als vorher. Und warum das? Weil sich ein elendes Effizienzdenken eingeschlichen hatte, dessen geheimes Motto lautete: Wie kommen wir bei den Jugendlichen an? Doch als die Jugendlichen merkten, dass man ihnen nachrannte, rannten sie erst recht davon. Nun sind die Initiatoren müde geworden und mit ihrer Weisheit am Ende. Was sie so erschöpft macht, ist die Sorge, wie sie am besten bei den Menschen ankommen, und wie die Gemeindezahlen am wirkungsvollsten gesteigert werden können.

---

<sup>8</sup> Robert C. Girard, Brüder, laß los... Gemeinde Jesu zwischen Betriebsamkeit und Leben, Stuttgart 1974, 64f.

Tatjana Goritschewa berichtet in ihrem Buch „Die Kraft der Ohnmächtigen“ von einem Priester in der Nähe Wiens, der alles versucht habe, um die Jugend in die Kirche zurückzuholen. *„Er hat Arbeitskreise geschaffen, alles Mögliche organisiert, jeden Tag bis abends um 22 Uhr. Er hat fast nie mehr geschlafen, ist abgemagert, nervös geworden, und es hat nichts geholfen. Jetzt hat er gesagt, er habe Angst, überhaupt noch etwas zu tun. Jetzt sitzt er in den Ruinen einer zerstörten Kirche, eine kleine Gruppe von Christen um ihn herum. Er sitzt dort in den Ruinen und ist sozusagen ganz passiv und ganz Gott geöffnet, nur im Gebet, einfach in dieser totale Passivität, in der er zulässt, dass Gott wirkt. Und die Jugend kommt zu ihm, Hunderte kommen jeden Tag. Sie nennen diese Ruine ihre Wüste.“*<sup>9</sup>.

Natürlich kann man auch aus diesem Beispiel einen Trick machen, und schon wird alles falsch. Wüste, wirkliche Wüste lässt sich nicht machen. Wüste im biblischen Sinn ist eine Stätte echter Erneuerung: „Darum siehe, ich will sie locken und will sie in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden“(Hos 2,16). Wüste kann freilich auch ein Ort sein, an dem Menschen elend verdursten und umkommen.

So käme es darauf an, das gepredigte, gefeierte, gesungene Evangelium mit seinem Geruch zum Leben in der Wüste neu zu entdecken, damit eine Gemeinde frei wird von einem Effizienzdenken, das den Geruch der Sorge verbreitet, und frei wird für das eine, was ihr nottut und sie als Gemeinde zweckfrei zusammengehören lässt, nämlich Gott um Gottes willen zu feiern.

Bei einer Jahresversammlung des „Aufbruchs Gemeinde“ in Nürnberg berichtete ein Kirchenvorsteher aus einer oberbayrischen Gemeinde, wie sie das zum Logo ihrer Gemeinde gemacht hätten: „Gott feiern“. Das sei aber nicht nur ein schönes Logo, sondern ziehe sich tatsächlich wie ein roter Faden vom Gottesdienst her durch alle Bereiche der Gemeindegemeinschaft. Gottes Gegenwart werde vor Ort nahe bei und mit den Menschen gefeiert, wie ein Geruch des Lebens zum Leben. Das hat mir großen Eindruck gemacht, und ich glaube, dass in dieser Gemeinde nicht mehr das unausgesprochene Motto vieler Kirchengemeinderäte und Pfarrkonferenzen gilt: „Wo zwei oder drei in Kirchengemeinschaften Namen versammelt sind, da ist ein Problem in ihrer Mitte!“ Es gilt vielmehr, dass die Kirchengemeinde in allen ihren Bereichen und Kreisen Gottes Gegenwart feiert. Hier hat nicht die Sorge die Herrschaft: „Wie kommen wir bei den Leuten an?“. Es gilt vielmehr: „Hier wird Gott um Gottes willen gefeiert!“ Natürlich bleibt dann immer noch die Plage jedes einzelnen Tages, aber sie wird anders angegangen als mit der besorgten Einstellung: Was wird aus uns? Und wie kommen wir bei den Leuten an? Mit ihrer Einstellung, Gott zu feiern, bleibt die Gemeinde davor bewahrt, aus einem defizitären Geist zu handeln, was ja stets zu Resignation und Sorge führt. Gefragt wird dann im defizitären Geist: Was fehlt uns? Welche Probleme müssen angegangen werden? Stattdessen heißt es hier: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihm treten“. Da breitet sich dann tatsächlich statt des Modergeruchs der Sorge ein Geruch zum Leben mit den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel aus. *„Lerne von der Lilie und lerne vom Vogel, deinen Lehrern: Zu sein heißt: Für heute da zu sein – das ist Freude.“*<sup>10</sup>.

<sup>9</sup> Tatjana Goritschewa, Die Kraft der Ohnmächtigen, Wuppertal 1987, 10.

<sup>10</sup> Sören Kierkegaard, Christliche Reden von 1848, Düsseldorf 1959, 41.

## **7 Thesen zum Leben der Gemeinde aus dem Geist Gottes**

### **1. Theologie**

Je mehr eine Gemeinde durch den Reichtum des Gottesdienstes auf das zu hören versucht, was ihr der Geist sagt, desto dringlicher wird ihr eine Theologie, die bei der Scheidung der Geister hilft, damit sie nicht falschen Geistern aufsitzt, nicht bloß dem Zeitgeist hinterherhechelt, sondern auf den Geist ausgerichtet bleibt, der immer wieder fremd und überraschend und oft auch kritisch im Wort des Evangeliums auf sie zukommt.

### **2. Die spezifische Gemeindesituation vor Ort**

Im Vertrauen auf Führung und Leitung durch den Heiligen Geist wird sich die Gemeinde nur auf den Organisationsschritt einlassen, der jetzt für sie unbedingt notwendig ist, während sie sich nur scheinbar notwendigen, ihr aber nicht einleuchtenden Reformen behutsam wie entschieden widersetzt, um nicht einem ungeistlichen Reformstress zu erliegen.

### **3. Der Gottesdienst**

Mitte und Lebensnerv einer Gemeinde, die auf das zu hören versucht, was der Geist den Gemeinden sagt, ist die Bitte „O komm du Geist der Wahrheit und kehre bei uns ein“, eine Bitte, die sich vom gemeinsamen Singen und Rufen im sonntäglichen Gottesdienst bis in alle Bereiche des Gottesdienstes im Alltag der Welt zieht, wo Gott um Gottes willen gefeiert wird.

### **4. Scheidung der Geister**

Scheidung der Geister, wie sie etwa Martin Luther in der Heidelberger Disputation 1518 gegenüber einer Verfälschung der Rechtfertigungslehre durch aristotelisches Denken, oder Sören Kierkegaard 1848 in seiner Schrift „Einübung im Christentum“ gegenüber einer kraftlos gewordenen, weil mit hegelischem Vermittlungsdanken durchsetzten dänischen Volkskirche, oder Karl Barth in der theologischen Erklärung von Barmen 1934 gegenüber einer Vermischung der Kirche mit DC-Theologie geübt haben, diese Scheidung ist möglich aufgrund von biblischer Orientierung, kirchengeschichtlichem Wissen, systematischer Orientierung an den Bekenntnissen der Kirche und praktisch-theologisch reflektierter Gestaltung des jetzt vom Hören auf den Geist Gebotenen. Scheidung der Geister kann in einem Hauskreis zuweilen noch viel elementarer aussehen: Durch das Gespräch mit den Geschwistern, durch Hören auf die Heilige Schrift und durch das gemeinsame Gebet. Die Scheidung der Geister, die heute für die Gemeinden am dringlichsten ist, hat es mit der Relativierung und Befreiung der Kirche von einem Effizienz-Denken zu tun, das sich in einer Organisationswut austobt und die Gemeinden daran hindert, auf das zu hören, was der Geist ihnen jetzt sagen will.

### **5. Die Gemeinde und die Gemeinden**

Zum Hören auf das, was der Geist den Gemeinden sagt, gehört ein intensiver Austausch mit anderen Gemeinden, die ihrerseits auf das zu hören versuchen, was der Geist ihnen sagt. Je intensiver dieses gemeinsame Hören geschieht, desto unbefangener wird auch gegenseitige Kritik geübt werden, die das Gute im gegenseitigen Austausch zu behalten versucht (1.Thess. 5).

## **6. Diakonie in der Gemeinde**

Zu den praktischen Maßnahmen, die dazu helfen, dass eine Gemeinde geistesgegenwärtig für das wird, was es an sozialer oder seelischer Not in ihrer Mitte gibt, gehört ein diakonischer Verein, der alle Spenden, die für die Gemeinde eingehen, nicht nach oben abführen muss, sondern der Gemeinde Spielraum für eigenes soziales Handeln verschafft, bis hin zur Einrichtung von Gemeindestellen, die aus den Spenden des diakonischen Vereins finanziert werden.

## **7. Das Selbstbewusstsein der Gemeinde**

Je mehr eine Gemeinde in Gemeinschaft mit anderen Gemeinden auf den Geist ausgerichtet ist, der ihr seit Pfingsten verheißen ist, desto freier, unabhängiger, kritischer und gelassener wird sie mit allen Instanzen umgehen, die der Gemeinde bei ihrem Hören auf das, was der Geist sagt, nicht dienen, sondern sie mit organisatorischen Maßnahmen zu bevormunden versuchen oder einfach nur langweilen.

[Christian.Moeller@pts.uni-heidelberg.de](mailto:Christian.Moeller@pts.uni-heidelberg.de)